

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Band: 51 (1995)
Heft: 4

Artikel: Hochdeutsch oder Mundart?*

Autor: Tschanz, Pierre-André

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421685>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Selbstbewunderung überhandzunehmen und Selbstkritik nicht aufzukommen scheint, gelingt es der Angeberei, die Sprache weitgehend für sich zu beanspruchen und den eigenen Bedürfnissen gefügig zu machen, auf Kosten ihrer Brauchbarkeit zum Zweck der Informationsvermittlung. Bedeutsamerweise fehlen in unserer Umgangssprache die abschätzigen Bezeichnungen für den Imponierjargon: ein Zeichen für mangelndes Selbstbewußtsein. Wir merken gar nicht, was passiert. Und was passiert, gleicht schon ausgesprochen der Massenflucht einer Sprachkultur, die die Ausdrucksmöglichkeiten der eigenen Sprache pauschal aufgegeben und auf Null abgeschrieben hat. In dem entstehenden Sprachensalat verliert sie zusehends an Gedankenklarheit und Ausdruckskraft und macht den Verlust an Inhalt laufend mit noch überspannteren sprachlichen Imponierformeln wett. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff ...

«...Action, Leute! Nehmt mal dieses Sheet runter! ... Eins höher! ... Links! ... Links, verflucht! ... Von mir aus gesehen links! Nein, das daneben mit dem Patch und den zwei Lines an den Ecken. Und setzt mal ein bißchen Power auf!» Dieser imaginäre Auszug aus der Kommandosprache eines imaginären schweizerischen Diversifikationsprojekts auf hoher See heißt in eine richtige Sprache übersetzt: *Klüver (dreieckiges Segel am Bugspriet) streichen!* Aber wenn diese ganze «Power» das Schiff schon mal auf Grund gefahren hat, spielt das dann auch keine Rolle mehr.

Hochdeutsch oder Mundart? *

Gedanken eines Romands zum Sprachgebrauch als gesamtschweizerischem Problem

Von Pierre-André Tschanz

«Pa vèr ne, lya nion me ke dèvejè le patè. Ma lya ben di tzen ke le dèvejon a la mèjon po mentigny lè tradihion.»

Möglicherweise sind diese zwei Sätze für Sie – so wie auch für mich – gleich chinesisch: unverständlich! Einerseits mag die Orthografie nicht unbedingt stimmen; andererseits ist die Wahrscheinlichkeit, daß Sie je mit dieser «Sprache» konfrontiert worden sind, sehr gering; zumal die Schriftsprache nicht einmal existiert! Es handelt sich nämlich um Greyerzer Patois.

* Dieser Beitrag wurde vor den Mitgliedern des Vereins Hochdeutsch in der Schweiz am 5. November 1994 im Bahnhofbuffet in Olten, anlässlich seiner Jahresversammlung, als Vortrag gehalten.

Die deutsche Übersetzung lautet: «In unserer Gegend (das heißt im Greyerzer Land) spricht keiner nur Patois. Aber zahlreich sind diejenigen, die zu Hause Patois sprechen, um die Traditionen zu pflegen.»

Da ich selber aus einem Westschweizer Gebiet komme, das keine Mundart kennt, mußte ich für meine Einleitung auf fremde Hilfe zurückgreifen. Nationalrat Jean-Nicolas Philipona sei hier für seinen freundschaftlichen Beitrag gedankt.

Vielleicht fragen Sie sich aber, was die Greyerzer Mundart mit dem Thema unserer Überlegungen «Hochdeutsch oder Mundart? Gedanken eines Romands zum Sprachgebrauch als gesamtschweizerischem Problem» zu tun hat. Sie dient mir gewissermaßen als Spiegel.

Sieben von zehn Schweizern sind deutschsprachig. Daß sie in Fragen der schriftlichen oder mündlichen Kommunikation, der Kultur oder der Politik eine andere Sichtweise, ein anderes Verständnis haben als ein französisch- oder ein italienischsprachiger Schweizer, ist selbstverständlich. Es wäre aber gut, könnten diese sieben Schweizer ab und zu in die Haut der drei anderen schlüpfen.

Für einen Deutschschweizer ist die Greyerzer Mundart genauso undurchdringlich – oder noch mehr – wie eine Deutschschweizer Mundart für einen Westschweizer, der die Saane ostwärts überschreitet. Ich gebe gerne zu, daß ein Patois nicht den gleichen Stellenwert hat wie eine Mundart.

Da wir in der französischen Schweiz keine Mundarten haben – alle sprechen die Einheitssprache Französisch, die gleiche wie unsere Nachbarn jenseits des Juras – mit kleinen regionalen Farbtupfern und Akzenten selbstverständlich –, mußte ich ein Patois herbeiziehen, um Ihnen einen Blick in den Spiegel zu ermöglichen.

Im Kanton Freiburg wurde 1905 ein Gesetz erlassen, um das Patois zugunsten der Einheitssprache aus der Schule zu verbannen. Der Erfolg ließ auf sich warten! Zitat Ernst Schürch («Der kleine Bund» vom 31. Mai 1942 in einem mit «Sprachschutz in der Schweiz» betitelten Artikel): «In Freiburg aber hat die Sprache des *«Ranz des vaches»*, das Idiom von Greyerz, eine erstaunliche Neubelebung erfahren, nachdem Leute wie Abbé Bovet jahrzehntelang in Kirche und Schule dafür gekämpft haben. Der Bann, der früher darauf lag, ist gebrochen. Jetzt wird Patois in den Schulen gepflegt und, wie es Otto von Greyerz für die deutschen Mundarten verlangt hat, die Schriftsprache sauber davon abgehoben, so daß beide daraus Nutzen ziehen und Zwischenformen, wohl auch das verdorbene Argot, das beiden schadet, bekämpft werden können.»

Obwohl ihre Verbreitung stark abgenommen hat, sind die Patois in der Westschweiz nicht verschwunden. Bis vor kurzem erschien wöchentlich in der Tageszeitung «Le Démocrate» von Delsberg ein im Patois verfaßter Artikel, der den traditionsverbundenen Leuten erlaubte, ihre lokale Mundart zu lesen. Mit dem «Démocrate», der mit einer anderen jurassischen Tageszeitung fusioniert hat, ist aber auch diese Rubrik verschwunden.

Es käme niemandem in der französischen Schweiz in den Sinn, jemand anderem seine eigenen Mundarten und Traditionen aufzuzwingen und/oder die Einheitssprache Französisch in Frage zu stellen. Ganz im Gegenteil! Es gibt sogar Vereine, die sich zum Ziel gesetzt haben, die Reinheit der französischen Sprache zu verteidigen. Sie sind der Ansicht, daß die reine französische Sprache in doppelter Hinsicht «bedroht» ist: historisch durch die nachbarliche deutsche und deren Mundarten einerseits – bis vor kurzem sprach man von «Germanisierungstendenzen» im Berner Jura und in gewissen französischfreiburgischen Gemeinden; neu durch die immer größere Verbreitung der englischen Sprache in unserer postindustriellen Gesellschaft andererseits. Es gilt zu vermeiden, daß die französische Sprache durch die englische gewissermaßen verdorben wird.

So sieht die sprachkulturelle Landschaft in der Welschschweiz aus. Und was entdeckt der Romand, der ostwärts zieht und den vielbeschworenen «Röstigraben» überschreitet? Den ersten Unterschied wird er nicht sehen, sondern hören. Trotz ein paar Jahren Deutschstudium in der Schule wird er die Leute nicht verstehen können, denn ihre Mundart ist für einen Romand genauso undurchdringlich wie das Greyerzer Patois.

Erst viel später, mit zunehmender Erfahrung, wird der Romand allmählich feststellen, daß es nicht *eine* Deutschschweizer Mundart – *ein* Schweizerdeutsch – gibt, sondern eine ganze Anzahl von regionalen Mundarten, ganz so, wie es sich für eine Mundart gehört. Unser Romand wird aber noch nicht imstande sein, seinen Gesprächspartner nach dessen Mundart geografisch zu orten. Erst viel später wird er entdecken, daß sich diese Mundarten allmählich gegenseitig bedrängen und langsam, aber unaufhaltsam einer Art gesamtschweizerischer Mundart – einem Schweizerdeutsch – Platz machen, einem Schweizerdeutsch, dem eine große Zahl seiner Miteidgenossen, mit denen «er in Eintracht lebt, weil er sie nicht versteht» (nach der bekannten Formel), mit an Besessenheit grenzendem Fleiß frönt.

Vergessen wir nicht, daß sieben von zehn Schweizern deutschsprachig sind. Dieser zahlenmäßigen Überlegenheit entspricht – in den Augen der Romands – ein zumindest proportionaler Einfluß auf das wirtschaftliche und politische Geschehen in diesem Lande.

Nichtsdestoweniger verhalten sich die Romands den Deutschschweizern gegenüber in sprachlicher Hinsicht sehr liberal. Ihr Recht, ihre Mundart zu gebrauchen und ihre Identität zu behaupten, wird in den allermeisten Fällen nicht in Frage gestellt.

Man erlaube mir die Frage: Was ist die größte Gefahr für die deutschschweizerischen Mundarten und deren Identität? Sicherlich nicht die anderen Nationalsprachen; schon eher die englische Sprache, die allmählich allgegenwärtig wird, wobei festzustellen ist, daß sich Herr und Frau

Schweizer dieser Gefahr nicht sonderlich bewußt sind. Ohne Zögern nehmen sie eine ganze Fülle englischsprachiger Ausdrücke in ihr Vokabular auf: Wörter wie «Frauenpower», «Image», «Label», «Booklet», «Computer», «cool», «WC» usw. gehören heute zum festen Bestand der Mundarten!

Die Deutschschweizer empfinden die deutsche Sprache selbst – das Hochdeutsch also, das man lieber Schriftdeutsch nennt (aus verständlichen Gründen!) – als eine Hauptgefahr für die Mundart.

Die Romands haben ein gewisses Verständnis für das Bedürfnis ihrer Deutschschweizer Miteidgenossen, sich von ihren nördlichen Sprachverwandten abzugrenzen. Die Frage sei aber erlaubt: Ist die Gefahr einer Verwechslung so groß und auch so schädlich? Obwohl sie die gleiche Sprache benutzen, unterscheiden sich Romands und Franzosen in mancher Hinsicht. Das Risiko für einen Romand, mit einem Franzosen verwechselt zu werden, ist wesentlich geringer als dasjenige einer Verwechslung mit einem Belgier. Der Belgier spielt für ihn eine ähnliche Rolle wie der Österreicher für den Deutschschweizer. Die Gefahr ist wesentlich größer, als Deutschschweizer statt mit einem Deutschen mit einem Österreicher verwechselt zu werden.

Der Einsatz zahlreicher Deutschschweizer für die Mundart erinnert an den Kampf Don Quichottes gegen Windmühlen! Mit unerschütterlicher Überzeugung, viel Energie und verkrampfter Ausdauer wird ein Kampf für eine im Grunde doch zu nichts führende und daher sinnlose Sache geführt!

Die zunehmende Beweglichkeit, die Globalisierung des Handels und der Information, die Verbreitung der Massenkommunikation dank Rundfunk und vor allem Fernsehen bedrängen die Mundarten, die immer mehr neue Begriffe oder Fremdkörper aufnehmen müssen. Sie verderben sich gegenseitig und werden von außen bedrängt, so daß die eigene Mundart allmählich durch eine neue Mundart – *das* Schweizerdeutsch – ersetzt wird.

Diese Entwicklung ist in unserer modernen Gesellschaft bedauerlich und unerwünscht, denn sie verursacht Mißtrauen, Mißverständnisse und erzeugt Spannungen. Lange haben die Schweizer in großer Eintracht miteinander gelebt. Unsere geopolitische Umwelt hat uns gewissermaßen zusammengehalten. Wir bildeten eine Interessengemeinschaft, die in Frieden und fern der Spiele der Großmächte gedieh. Dieses Modell hat sehr lange gut funktioniert; dank eigenen Ordnungsmächten in früheren Zeiten, dank einer Kultur der Toleranz und der Verschiedenartigkeit in moderneren Zeiten.

Heute sieht unsere Umwelt aber ganz anders aus. In unserer Nachbarschaft entsteht eine Interessen- und Wertegemeinschaft, die der unseren mit ihrem Streben nach Demokratie, Pluralität, Freiheit, Rechtmäßigkeit, Rücksicht sehr ähnelt.

Eigenartigerweise hat das Verschwinden der äußerlichen Bedrohung und die Entstehung dieser nachbarschaftlichen Interessen- und Wertegemeinschaft eine spannungsgeladene Schweiz enthüllt; eine Schweiz ohne gemeinsames Ideal, voller Zweifel und in tiefer Identitätskrise. Das verkrampte Einstehen der Deutschschweizer für ihre Alltagssprache – das, genauer betrachtet, nur ein Sich-gehen-Lassen ist – ist das augenfälligste Symptom dieser Identitätskrise. Es verstärkt noch das Unverständnis und die Mißverständnisse in den anderen Sprachgemeinschaften. Er trennt statt zu verbinden – und dies selbst im deutschsprachigen Landesteil. In meinen Augen ist dieser Kampf insofern ein verlorener Kampf, als daß das, was man schützen möchte, unaufhaltsam dem Untergang geweiht ist: die Mundarten werden durch eine Art «Einheitsschweizerdeutsch» ersetzt.

Man wird mir entgegenstellen, das sei nicht mein Problem als Romand. O doch! Nicht kraft Einmischungsrecht, sondern weil diese Frage zum erkrankten Identitätskomplex der Schweiz gehört und auch die übrigen drei von zehn Schweizern betrifft, die nicht deutscher Sprache sind. Es hat mit Un- und Mißverständnis zu tun, mit Intoleranz – ich meine hier die Unfähigkeit, die Verschiedenartigkeit nicht nur zu akzeptieren, sondern auch zu erleben. Diese Intoleranz ist eine Gefahr für unsere Gemeinschaft. Der «Nouveau Quotidien» vom 30. September 1994 berichtete über die Sorgen eines Deutschschweizer Professors namens Manfred Gsteiger, der in einem Bericht den Ausbruch eines Bürgerkrieges «nicht ganz ausschließen kann» («même si le risque est infime, une guerre civile peut éclater en Suisse»).

Zugegeben: es ist leichter für einen Romand, mit der Verschiedenartigkeit zu leben; die Erfahrung als Angehöriger einer Minderheit hilft ihm dabei. Vielleicht läßt sich so erklären, warum die Gefahr der Intoleranz in der lateinischen Schweiz weniger groß zu sein scheint als in der deutschen Schweiz. Auf jeden Fall wäre man in der Schweiz gut beraten, diese Gefahr nicht zu unterschätzen – siehe Jura-Problem und EWR-Frage. Um diese Gefahr zu bannen, müssen wir miteinander reden und uns verstehen können. Deshalb sollte man alle unnötigen Kommunikationshindernisse aus dem Weg räumen.

So erlaube ich mir als Romand – aus Sorge für unsere gemeinsame Identität und für unsere Interessen- und Wertegemeinschaft –, unsere Mit- eidgenossen in der deutschen Schweiz aufzufordern, vielleicht bereits unter sich bei Mundartunterschieden, vor allem aber mit uns nur hochdeutsch zu sprechen. Die Sprache soll keine Religion, sondern ein Kommunikationsmittel sein! Den Enthusiasmus und die Energie, die man für das «Schweizerdeutsch» zeigt, sollte man nach dem Beispiel der eingangszitierten Greyerzer besser in die Pflege der Traditionen auf bloß lokaler und regionaler Ebene einbringen.